

Christliche Mission in einer postmodernen Gesellschaft¹

Überlegungen zu den Rahmenbedingungen des christlichen Zeugnisses in einer entchristlichten Gesellschaft unter besonderer Berücksichtigung Ostdeutschlands

1. Einleitung

Den Titel dieser Ausführungen hätte ich gerne durch die Überschrift „Die Ökumene der dritten Art“ ersetzt. Das wäre allerdings urheberrechtlich nicht korrekt gewesen, da dieser Titel von Prof. Eberhard Tiefensee, kath. Theologieprofessor und Religionsphänomenologe aus Erfurt bereits für ein Referat erfinden und verwendet wurde, das ich vor einigen Jahren im Rahmen einer Tagung der ACK Sachsens hörte und das mir in der Tat neue Erkenntnisse verschafft hat. Ich werde mich hier häufiger darauf beziehen.

Mit der „Ökumene der dritten Art“ bezeichnet Tiefensee die Beziehungen der Kirchen zu den Nichtglaubenden als einer Kategorie, die ansonsten in der ökumenischen Arbeit der Kirchen kaum vorkommt, obwohl sie – insbesondere in Ostdeutschland – die absolute Mehrheit der Menschen² darstellt. Ökumene der *ersten* Art, um dies noch nachzutragen, wäre die zwischen christlichen Kirchen, Ökumene der *zweiten* Art der Dialog mit den nichtchristlichen Religionen.

Was ich darstelle, ist in erster Linie eine Gesellschaftsanalyse, aus der man sicherlich sehr unterschiedliche Schlüsse ziehen kann. Ich habe nicht den Ehrgeiz, detaillierte Lösungen zu entwickeln, Modelle zu entfalten und Maßnahmen vorzuschlagen, durch die man die Nichtglaubenden zu Glaubenden machen könnte, sondern vielmehr die Absicht, diese Nichtglaubenden zunächst einmal in ihrem Denken zu beschreiben und dadurch zum Weiterdenken und -reden anzuregen.

Einer Allensbach-Umfrage zufolge antworteten zwischen 6% (Mecklenburg-Vorpommern) und 12% (Sachsen) der Befragten aus den sog. neuen Bundesländern auf die Frage: „Sind sie ein religiöser oder gläubiger Mensch?“ mit einem Ja.

Zwischen 88 % (Sachsen) und sage und schreibe 94% (Mecklenburg-Vorpommern) antworteten mit einem Nein.

1 Überarbeitete Fassung eines Abendvortrages im Rahmen des „Akademie-Forums“ der röm.-kath. Propstei St. Maria Friedenskönigin Cottbus am 27.05.2009.

2 Ca. 70–80 % der Bevölkerung.

Interessant, aber bei Allensbach nicht zu finden, wäre es ja gewesen zu erfahren, als was sich diese 90% unserer Mitmenschen denn dann bezeichnen. Tiefensee hat diese Frage im Rahmen einer natürlich nicht so repräsentativen und großangelegten Studie der Universität Erfurt Jugendlichen und jungen Erwachsenen in der Fußgängerzone gestellt und mehrheitlich die mich doch sehr überraschende, aber aufschlußreiche Antwort erhalten: *Ich bin normal*.

Eine Studentin, immerhin der Religionswissenschaften, so berichtete Tiefensee nach meiner Erinnerung, die zur Besprechung einer Seminararbeit mit ihm zusammen saß, fragte er, welche Weltanschauung sie denn eigentlich persönlich vertrete. Die Studentin habe zunächst diese Frage gar nicht verstanden und dann geantwortet: *Sie hätten mich auch fragen können, ob ich sportlich bin*.

Diese Antworten erschließen eine gesellschaftliche Realität, von der ich der Überzeugung bin, daß sie in den Kirchen bislang noch nicht in angemessener Weise wahrgenommen wurde, bzw. daß man sich m.E. in den Kirchen hinsichtlich der Öffentlichkeitsarbeit, missionarischer und evangelistischer Überlegungen auf diese Situation noch nicht in wirklich geeigneter und sachgemäßer Weise eingestellt hat.

Wenn 90% unserer Mitbürger sich nicht für gläubig und religiös halten, sondern für „normal“ und religiöse Haltungen, ganz gleich welcher Art, für eine Art Hobby oder Spleen oder eine randständige, eigenartige Neigung, müßte das eigentlich für jegliche Form kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit, insbesondere aber jede Art von evangelistischer oder missionarischer Aktivität, für die Vorgehensweise, aber auch die Inhalte Konsequenzen haben.

2. Skizze der „postmodernen Gesellschaft“

Wie läßt sich die gesellschaftliche Realität, in der wir leben und zu der es gehört, daß 90% aller Menschen Religion und Glauben für „nicht ganz normal“ halten, beschreiben?

Kurz gesagt: Als *Postmoderne*.

Postmoderne ist ein philosophischer Kulturbegriff, der erstmals 1870 verwendet wurde, aber vor allem durch die Veröffentlichung „Das postmoderne Wissen“ von Jean-Francois Lyotard 1979 ins allgemeine Bewußtsein geriet. Lyotard verfaßte im Auftrag der kanadischen Regierung diese Schrift als eine Studie über die Rolle des Wissens in der nachindustriellen Gesellschaft. Darin stellt er die These vom „Ende der großen Erzählungen“ auf. Mit den „Erzählungen“, die Wortwahl ist von Bedeutung, meint er die großen gesellschaftlichen Sinnstiftungs- und Welterklärungs-systeme der Vergangenheit, also religiöse Systeme, die Aufklärung, den Idealismus, den Historismus, den Marxismus und Sozialismus, den Rationalismus usw.

Das alles seien „Erzählungen“, also vergleichbar den Weltentstehungs- und Welterklärungsmythen der Babylonier, Azteken, Ägypter, Germanen usw.

Lyotard ist davon überzeugt: Die Zeit dieser Erzählungen ist nun endgültig vorbei. Wir leben in der Postmoderne.

Wodurch ist diese Postmoderne gekennzeichnet?

1. Durch Toleranz, Freiheit und grenzenlosen Pluralismus.
2. Durch den Verlust traditioneller Bindungen jeglicher Art. Jede Form von Bindung, sei es die Bindung an Religionsgemeinschaften, Parteien, Vereine geht zunehmend verloren, wird nicht mehr gewollt.
3. Durch die Absage an die Vernunft als das Maß aller Dinge.
4. Durch eine tiefe Ablehnung jeglichen umfassenden Wahrheitsanspruches. Und das gilt nicht nur für Religion und Philosophie, nicht nur für Ideologien, sondern auch für Wissenschaft, auch für Naturwissenschaft. Und auch für Wertesysteme im Bereich von Moral und Ethik.
5. Durch eine neue Hinwendung zu gefühlsbetonten und gefühlsbestimmten Lebenshaltungen.
6. Durch eine Segmentierung des gesellschaftlichen Lebens in eine Vielzahl von Gruppen und Individuen mit einander widersprechenden Denk- und Verhaltensweisen. Feminismus, Gender-Mainstream-Denken, also die Forderung nach absoluter Gleichberechtigung aller Segmente der Gesellschaft und Multikulturalismus gehören in diese Kategorie.
7. Durch „Dekonstruktion“ bisher bestehender Systeme und Neuzusammenfügung. Das heißt z.B., daß man sich aus einer Vielzahl bisher geschlossener religiöser, politischer oder sonstiger weltanschaulicher Systeme diejenigen Einzelaspekte herausucht, die man gut findet und akzeptiert und sie zu einem ganz individuellen, persönlichen Sinnsystem zusammenbaut. Im religiösen Sektor ist das dann die individuelle Patchwork-Religion, im politischen entsteht so der typische Wechselwähler, der sich keinem System verpflichtet fühlt, sondern je und dann das wählt, was er in einer bestimmten Situation und Lebenslage für richtig hält.
8. Durch einen hemmungslosen Individualismus, der zu einem Unverständnis gegenüber Werten wie Solidarität, Gemeinschaftsgefühl, Loyalität führt.
9. Die vorangegangenen 8 Punkte beschreiben einen Traditionsabbruch, der die Kirchen längst erreicht hat und sie nachhaltig prägt.

3. Der ganz alltägliche nichtreligiöse Mensch

Anders als z.B. die neuen Atheisten, bei denen es sich eher um eine intellektuelle Randerscheinung als eine Massenbewegung zu handeln scheint, sind die Menschen, die ins Raster der postmodernen Gesellschaft passen, meist gerade nicht als Folge einer langen philosophisch-weltanschaulichen inneren Auseinandersetzung zu bewußten und erklärten Atheisten geworden, die nun ihren ideologischen Atheismus behaupten und verteidigen und gewissermaßen gegen den Trend der Postmoderne ihr atheistisches Weltbild als ganz eigenen umfassenden Wahrheitsanspruch vertreten, sondern Menschen, die sich für „normal“ halten, die der Überzeugung sind, daß es sich bei „Reliosität“ und

„Sportlichkeit“ um zwei völlig gleichberechtigte Spielarten menschlicher Eigentümlichkeiten handelt.

Diese, wie Tiefensee³ sagt, „religiös unmusikalischen“, man könnte auch sagen „religiös unsportlichen“ Menschen haben entweder kein inneres Bedürfnis nach Religion oder stillen es auf ihre ganz individuelle Weise.

Beruflich vertreten sie z.B. das *Recht des Stärkeren*, folgen hier den Regeln des Sozialdarwinismus und rechtfertigen ihr individuelles Verhalten auch damit. Sie lassen sich aber privat vielleicht auch regelmäßig ihr Horoskop stellen und richten sich sogar danach. Sie finden, daß Treue ein hoher Wert ist, aber sind bereits zum vierten Mal verheiratet, weil sie auch Freiheit und Erfahrung für so hohe Werte halten, daß die an sich ganz nette Treue im Zweifelsfall jedenfalls keinen absoluten Wert darstellt.

Ihren heiligen Schauer, ihre pseudeoreligiösen Emotionen erleben sie bei Konzerten oder Sportveranstaltungen. Gemeinschaft und Solidarität genießen sie, nur bei Bedarf natürlich, in der Familie oder ihren individuellen, selbstgewählten Kleingruppen, die jedoch keineswegs auf Dauer angelegt sein müssen und es in der Regel auch nicht sind.

Ihr „liturgisches Jahr“, ihre lebensbegleitenden Rituale, die ihnen Halt und Vergewisserung verschaffen, haben sie auch: Im Januar gehen sie Skifahren, im März wird, wenn das Wetter es zuläßt, zum ersten Mal im Garten gegrillt. Am 1. Mai wird das Feuer angezündet und fröhlich gefeiert. Am Frauentag werden Blumen gekauft. Himmelfahrt ist Männertag. Im Sommer wird Urlaub gemacht, im Herbst der Garten winterfest. Im Dezember ist es dann gemütlich und Friedenszeit: „Vorfreude, schönste Freude; sind die Lichter angezündet.“⁴

Kurz: Diese Menschen sind, wenn man sie fragt, völlig zufrieden. Sie vermissen gar nichts. Wir, als Kirchen, haben ihnen aus ihrer Sicht nichts zu bieten, was sie nicht anderswo und anderweitig schon längst zu ihrer völligen Zufriedenheit haben könnten.

Mission, christliches Zeugnis unter Nichtreligiösen? Wo läßt sich unter solchen Bedingungen überhaupt ein Ansatzpunkt für ein missionarisches Gespräch finden?

Die allermeisten dieser Menschen sind nette, anständige Leute, die möglicherweise irgendwelche Patenkinder in Indien oder Afrika unterstützen, sich um ihre Enkel kümmern, in der Nachbarschaft aushelfen, wenn dort Not am Mann ist und auch schon einmal ihre Unterschrift auf die Liste irgendeiner Bürgerinitiative setzen, die sich gegen Ungerechtigkeit, für den Tierschutz oder unterdrückte Völker einsetzt.

Was soll man diesen Zeitgenossen „missionsstrategisch“ entgegenhalten? Daß Christen bessere Menschen seien? Sie würden mir entgegenhalten, daß im Namen Christi und der Kirche Kreuzzüge geführt und Hexen verbrannt wur-

3 In Übernahme eines Wortes von Max Weber.

4 Lieder, die zu DDR-Zeiten als „Ersatzweihnachtslieder“ populär waren und es z.T. in Ostdeutschland bis heute noch sind.

den. Daß Päpste Waffen gesegnet und gegen Kondome seien, was zur Ausbreitung von AIDS führe. Sie würden mir darlegen, daß die Kirchen im Dritten Reich ihren Einfluß und ihre Macht nicht gegen den Nationalsozialismus genutzt haben, sondern sich der Gleichschaltung gebeugt hätten.

Oder sollte ich besser vom Tod reden? Sie würden mir antworten, daß sie davor keine Angst haben, weil damit „alles aus“ sei.

Oder von ihrer Verantwortung gegenüber Gott, dem sie einmal Rechenschaft über ihr Leben abgeben müssen? Sie würden sagen: Wenn es denn deinen Gott überhaupt gibt, hätten wir keine Bedenken, in dieser Prüfung zu bestehen.

Echte Sünden haben wir nicht begangen. Und das, was die Kirche so „Sünde“ nennt, ist meist keine. Punkt.

In diesem virtuellen Dialog sind Gesprächspartner vorausgesetzt, die sich intellektuell wenigstens oberflächlich mit den Inhalten des Glaubens und mit der Kirche auseinandergesetzt haben und zu einem negativen Ergebnis gekommen sind: Sie weisen das Angebotspaket der Kirche mit Evangelium, Trost, Werteorientierung, Gemeinschaft, Lebensbegleitung und Lebensstrukturierung erst nachdenkend, dann dankend zurück. Aber zugleich suchen und finden sie für sich in allen möglichen anderen Bereichen Versatzstücke, die sie für ihre eigene Sinnfindung akzeptieren und adaptieren.

Die Mehrheit der Menschen der Postmoderne geht auf diese auswählende Weise vor, bei der keine kompletten Sinnstiftungspakete mehr, seien es religiöse oder politische oder sonstige übernommen werden und auch nicht übernommen werden wollen. Die Pakete werden aufgeschnürt, de-konstruiert, ausgepackt und neu verteilt.

Und selbstverständlich auch unser christlich-kirchliches Paket.

In einer weiteren Umfrage, der Shell-Studie, sagen 69 % der Befragten aus West und Ost, sie fänden es gut, daß es die Kirche gebe. Immerhin 57% der Jugendlichen finden, es sei „in“, an etwas zu glauben, 40%, es sei „out“.

Nun darf man aber weder meinen, diese 69 bzw. 57%, die es gut finden, daß es die Kirche gibt oder es sei „in“ an etwas zu glauben, würden sich deshalb als „gläubig“ oder „religiös“ bezeichnen, wenn man sie direkt daraufhin befragt. Man darf auch nicht meinen, daß in dieser doch immerhin großen Anzahl von Personen das Potential künftiger oder auch nur theoretisch möglicher Christen und Kirchglieder läge:

Es gehört ja zu den Spezifika des postmodernen Denkens, irgendetwas gut oder „in“ zu finden, ohne es deshalb selbst zu übernehmen, zu praktizieren oder sich in dieser Weise zu engagieren. Wer zu der Zahl derer gehört, die es gut finden, daß es die Kirche gibt, findet es vermutlich auch gut, daß es Parteien oder philosophische Denkrichtungen, den Dalai Lama oder fernöstliche Kampfsportarten gibt und suchen sich aus allen diesen Bereichen die Versatzstücke heraus, die sie, und durchaus nicht prinzipiell und dauerhaft, sondern oft spontan und vorübergehend als passend für sich und ihre jeweilige Lebenssituation empfinden. Auch aus dem Angebot der Kirche.

4. Die postmoderne Welt-Anschauung und die Kirche(n)

Nicht zuletzt existieren auch die Kirchen und ihre Mitglieder selbstverständlich nicht im luftleeren Raum, sondern haben längst postmodernes Denken und Empfinden übernommen.

Mit anderen Worten: Auch unsere Kirchglieder de-konstruieren das christlich-kirchliche Sinn ganze und rekonstruieren sich daraus das, was man etwas abschätzig dann als persönliche postmoderne Patchwork-Religion bezeichnet. Sie gehen sonntags in die Messe, aber denken nicht im Traum daran, deshalb das gesamte Glaubenssystem der Kirche zu übernehmen. Sie finden es auch nicht inkonsequent oder fragwürdig, zur Kirche zu gehören, aber zugleich zentrale Glaubensaussagen der Kirche abzulehnen, es gut zu finden, daß die Kirche Werte vermittelt und Orientierung gibt, sich aber nur an den Werten zu orientieren, die sie selbst für gut und richtig halten.

Wenn wir über die Ökumene mit Nichtglaubenden reden, müssen wir also im Blick behalten, daß das beschriebene postmoderne Denken kein klar konturiertes Gegenüber darstellt, sondern mitten in der Kirche angekommen und beheimatet ist.

An dieser Stelle füge ich einen Text ein, ohne zunächst offen zu legen, wer der Autor ist und aus welcher Zeit dieser Text stammt:

„Was mich unablässig bewegt, ist die Frage, was das Christentum oder auch wer Christus heute für uns eigentlich ist. Die Zeit, in der man alles den Menschen durch Worte – seien es theologische oder fromme Worte – sagen könnte, ist vorüber; ebenso die Zeit der Religion überhaupt. Wir gehen einer völlig religionslosen Zeit entgegen; die Menschen können einfach, so wie sie nun einmal sind, nicht mehr religiös sein. (...) Unserem ganzen bisherigen Christentum wird das Fundament entzogen und es sind nur noch einige ‚letzte Ritter‘ oder ein paar intellektuell Unredliche, bei denen wir ‚religiös‘ landen können. Sollten das etwa die wenigen Auserwählten sein? Sollen wir uns eifern, piquiert oder entrüstet ausgerechnet auf diese zweifelhafte Gruppe von Menschen stürzen, um unsere Ware bei ihnen abzusetzen? Sollen wir ein paar Unglückliche in ihrer schwachen Stunde überfallen und sie sozusagen religiös vergewaltigen? Wenn wir das alles nicht wollen, wenn wir schließlich auch die westliche Gestalt des Christentums nur als Vorstufe einer völligen Religionslosigkeit beurteilen müssten, was für eine Situation entsteht dann für uns, für die Kirche? Wie kann Christus der Herr auch der Religionslosen werden?“

Das Zitat stammt von Dietrich Bonhoeffer⁵, der diese Zeilen am 30.04.1944 aus dem Wehrmachtsgefängnis Berlin-Tegel an seine Frau schrieb, knapp ein Jahr, bevor er im KZ Flossenbürg ermordet wurde.

Man sollte also nicht vorschnell sagen, es habe in nach-neutestamentlichen Zeiten keine Propheten mehr geben. Die Analyse Bonhoeffers belegt das Gegenteil.

5 Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, Aufzeichnungen aus der Haft. Hrg. v. Eberhard Bethge. Gütersloh 1983. S. 132–133.

Bonhoeffer analysiert messerscharf und stellt die richtigen Fragen. Aber welche Antworten legen sich heute nahe?

Eberhard Tiefensee sagt – so meine Erinnerung – im Sinne einer Antwort auf Bonhoeffers Frage sinngemäß:

Mission heißt „Sendung“. Die Kirchen haben bislang nach der Überzeugung gehandelt, Mission müsse in diesem Sinne auf argumentativem, bezeugendem und überzeugendem Wege dazu führen, daß Menschen das Sinn- und Wertesystem des christlichen Glaubens in einem Akt der spontanen überzeugten Annahme übernehmen, sich taufen lassen, Glied, Mitglied einer verfaßten Kirche werden und in lebenslanger Bindung und Verbindlichkeit darin verharren und verbleiben.

Allerdings: Diese Vorstellung widerspreche jeglicher Analyse unserer postmodernen Gesellschaft und ihrer Menschen. Vor allem aber: Diese Vorstellung, wo immer man noch versucht, sie praktisch umzusetzen, sei praktisch nahezu erfolg- und ergebnislos.

So kann es, davon ist Tiefensee überzeugt und darin stimme ich ihm zu, nicht mehr funktionieren.

Ein Beispiel: ProChrist, aber letztlich sämtliche – meist aus den USA stammenden – evangelistisch-missionarischen Methoden, zielen auf die Gewinnung der, wie Bonhoeffer es ausdrückte, „paar intellektuell Unredlichen“ bzw. der „paar Unglücklichen“ ab, die wir „in ihrer schwachen Stunde überfallen und sie sozusagen religiös vergewaltigen“.

Die Erfolge sind, im Vergleich zum finanziellen, zeitlichen und personellen Aufwand gleich Null.

„Mission heißt ‚Sendung‘“, sagte Tiefensee zutreffend.

Und er wagt den Vergleich mit modernen Rundfunk-Sendern, mit dem MDR zum Beispiel.

Dieser sendet täglich 24 Stunden, ohne zu erwarten, daß alle, die diese Sendungen empfangen, sofort eingeschriebenes Mitglied des MDR werden.

Die Aufgabe des MDR ist es, nur zu senden.

Das Beispiel, der Vergleich, hinkt. Sicherlich. Aber im Kern trifft Tiefensee aus meiner Sicht den Nagel auf den Kopf:

Die Kirche hat von ihrem Herrn Jesus Christus einen Missionsbefehl, einen Sendungsauftrag erhalten.

Sie hat zu bezeugen: Postmoderne hin oder her – die christliche Botschaft des Evangeliums bietet ein umfassendes Wahrheits-, Sinn- und Wertesystem an.

Das mag ein Angebot unter tausend anderen sein: Die Kirche steht aber zu der altmodischen Überzeugung, daß es ein Absolutes ist. Eines, das alle anderen Angebote übertrifft und aussticht.

Mehr als diese Botschaft zu senden, kann die Kirche allerdings nicht tun.

Und wie ein Rundfunksender daran Interesse haben muß, daß leistungsfähige Sendeanlagen und möglichst viele Empfänger flächendeckend existieren,

muß daher auch die Kirche in Erfüllung ihres Sende-, ihres Missionsauftrages dafür Sorge tragen, daß ihre Botschaft möglichst umfassend und flächendeckend zur Kenntnis genommen, empfangen werden kann.

5. Mission in der Postmoderne: Zurück zu den Wurzeln?

Es würde hier zu weit führen, einen langen Maßnahmenkatalog zu entwickeln und vorzustellen. Aber mit der Tendenz, sich aus der Fläche zurückzuziehen, Gemeinden zusammenzulegen oder zu schließen, Kirchengebäude zu verkaufen oder umzuwidmen, Pfarrstellen zu streichen, nur noch in den großen Städten aber nicht mehr in jedem Dorf präsent zu sein⁶, beraubt sich die Kirche selbst zunehmend der Voraussetzungen zur umfassenden Sendung, zur Verbreitung ihrer Botschaft.

Bonhoeffer hat aus seiner düsteren Vision von der zukünftigen Rolle der Kirche in der Gesellschaft gefolgert, die Kirche müsse „Kirche für andere“ werden. Daraus entwickelte sich auch das vielzitierte Wort, die Kirche müsse von ihrer angestammten „Komm-Struktur“ zu einer „Geh-Struktur“ finden.

Dieses Schlagwort wird allerdings höchst unterschiedlich gefüllt und eignet sich als Begründung ganz entgegengesetzter Denkansätze. Auch die klassische Groß-Evangelisation in Zelten und Sälen, der Schriftenstand in der Fußgängerzone, das paarweise durchstreifen der Städte auf der Suche nach Bekehrungsoffern nach dem Modell der Mormonen und Zeugen Jehovas läßt sich unter dem Titel „Geh-Struktur“ subsumieren.

Vor dem Hintergrund postmodernen Denkens erscheinen mir solche Strategien jedoch als verfehlt und gerade *nicht* als sachgerechte Umsetzung des an sich richtigen Gedankens der Geh-Struktur.

Vielleicht beschreiben Komm- und Gehstruktur auch gar keine unversöhnlichen Gegensätze, sondern bedingen sich wechselseitig.

Wenn man an die Anfänge des Christentums in Deutschland zurückgeht, wird man folgendes feststellen:

Am Anfang kamen einige wenige Mönche, ursprünglich u.a. aus Schottland und Irland, ließen sich nieder, bauten ein Kloster, betrieben Landwirtschaft, unterhielten Schulen, boten medizinische Versorgung an und feierten siebenmal am Tag Gottesdienst. Sozusagen bei geöffneten Kirchentüren.

Das *Gehen* dieser Mönche in eine Region, die nichtchristlich war, entspricht der Geh-Struktur. Die Komm-Struktur entwickelte sich notwendigerweise durch das Zusammenleben der monastischen Pioniere mit ihren heidnisch-germanischen Mitmenschen. Irgendwann kommen sie und sehen, wo Jesus zur Herberge ist, wie es als urmissionarische Strategie bereits im Neue Testament, nämlich im 1. Kapitel des Johannesevangeliums beschrieben wird.⁷

6 Die Redewendung „Man muß die Kirche im Dorf lassen“ hat wieder eine ungeahnte und leider kaum ernst genommene Aktualität erhalten!

7 Joh 1, 35–51.

Irgendwann kommen sie und sehen und schmecken vielleicht auch, wie freundlich der Herr ist.

Natürlich: Spektakuläre Massenbekehrung und Volkskirchenbildung erfolgt auf diese Weise eher nicht. Es scheint so zu sein, daß die Funktion, Licht der Welt und Salz der Erde zu sein auf Qualität und nicht auf Quantität zielt. Daß die Kirchen sich zu Volkskirchen und mächtigen, einflußreichen Institutionen entwickeln konnten, liegt, wie man es wohl ketzerisch zu sagen wagen muß, nicht am Evangelium, nicht an der Botschaft, sondern an der Instrumentalisierung der Kirche durch die Politik und die erbsündliche, an Macht und Einfluß orientierte Bereitschaft der Kirche und ihrer Funktionäre, sich instrumentalisieren zu *lassen*.

6. Es geht um Inhalte

Einen Schluß möchte ich aber aus der Gesellschaftsanalyse doch noch ziehen: Wenn es richtig ist, daß der postmoderne Mensch die Kirche und ihre Botschaft nur als eine unter vielen anderen wahrnimmt und es natürlich dann darauf ankommt, möglichst viele Möglichkeiten für diese Wahrnehmung zu schaffen, bleibt es doch entscheidend, *was* dann wahrgenommen wird.

Es geht um Inhalte.

Mein Eindruck ist: Die Kirchen, die einen mehr, andere weniger, ziehen aus der Beobachtung der postmodernen Gesellschaft die falsche Konsequenz, man müsse die Botschaft möglichst leicht verdaulich, mundgerecht und zeitgemäß fassen, damit der postmoderne Mensch nicht verschreckt wird.

Sich der gesellschaftlichen Realität zu stellen, bedeutet m.E. aber *genau* das *Gegenteil*: Eine kluge, zielgerichtete Anpassung an diese Realität, zu der es gerade auch gehört, auf einem pluralistischen Markt der Möglichkeiten ein Angebot zu machen und in Wettbewerb zu anderen zu treten, erfordert ein unterscheidbares, wiedererkennbares Profil, eine inhaltlich qualifizierte „corporate identity“.

Im Denken der Marktwirtschaft und des Managements, von dem die Kirchen ansonsten ja auch gerne viel Unsinniges übernehmen, gibt es den Begriff und die Sache des sog. *Alleinstellungsmerkmals*. Eine andere Bezeichnung lautet „komparativer Konkurrenzvorteil“.

Um also unterscheidbar und wiedererkennbar zu sein, darf die Kirche eigentlich *gerade nicht verkündigen, was alle verkündigen*. Sie darf ihre Botschaft aber damit auch nicht *auf eine Art und Weise* verkündigen, die sie verwechselbar macht. Inhalte und Formen, diese These stelle ich auf, bedingen sich gegenseitig und beeinflussen sich auch gegenseitig. So oder so.

Als ein Mitglied meiner Familie, Atheist, aus der Kirche ausgetreten, eher „linksorientiert“ vor einigen Jahren erstmals seit Jahrzehnten wieder einen Heilig-Abend-Gottesdienst besuchte, weil ihre Pflegeenkelin darin einen musikalischen Auftritt hatte, berichtete man mir ganz enttäuscht, daß man so bald in

keinen Gottesdienst mehr gehen werde: Alle Erwartungen an die Kirche wurden enttäuscht: Keine Orgelmusik, statt dessen nur Gitarrenbegleitung, keine Weissagungen, statt dessen Texte von Hans-Dieter Hüsch, ein Pfarrer, der sich wie ein Moderator durch die Veranstaltung witzelte und keines der noch aus Kinderzeiten vertrauten Weihnachtslieder.

Als „Alleinstellungsmerkmal“, das aus der Sicht eines völlig entkirchlichten Menschen die Existenzberechtigung der Kirche unterstützt hätte, erwartete dieser Mensch einen konservativen, liturgisch geprägten Gottesdienst, mit einer ganz bestimmten, „fromm“ oder „kirchlich“ klingenden Sprache, Formen und Gesten, die man nur hier und nirgendwo anders erlebt.

7. „Inkulturierung“ oder bewußt-mutige Gegenkultur?

Ist es nicht vielleicht so, daß Nichtglaubende in der Kirche eine Garantin für Kontinuität in einer sich ständig wandelnden und unberechenbar, unüberschaubar gewordenen Welt sehen, ja sich vielleicht sogar insgeheim danach sehnen? Ist es nicht vielleicht so, daß wir uns – möglicherweise aus mangelndem Selbstbewußtsein oder aus purer Weltfremdheit – unseren „typischen Nichtglaubenden“ konstruieren, ihm Bedürfnisse und Erwartungen beilegen, die dieser aber gar nicht hat?

Ich meine, die Kirche müßte sich nicht möglichst vollkommen inkulturieren, um nur ja akzeptiert zu werden, sondern als *Gegenkultur* und dadurch auch erst als Alternative erscheinen. Das wird immer zu Widerspruch und sicher nicht zu sprunghaftem Wachstum führen.

Meine Befürchtung ist nur, um in satirischer Form zu schließen: Wenn die Kirchen ihre Botschaft der sie umgebenden Kultur anpassen, anstatt sie als profilierten Beitrag einer Gegenkultur mutig anzubieten, wird die Shell-Jugendstudie des Jahres 2050 auf die Frage, ob man es gut finde, daß es die Kirche gibt, vielleicht statt 69% sogar 99% Zustimmung vermelden. Nur könnte es sein, daß es die Kirche dann gar nicht mehr gibt.